

NEUE SERIE



RAUBWILD –
WAS ES NIMMT,
WAS ES GIBT ...

Von Hubert Zeiler

Raubwild wird jagdintern gelegentlich immer noch als Konkurrenz wahrgenommen. Doch eigentlich ist es eine Bereicherung. Das gilt für die ökologische Bedeutung ebenso wie für den Jagdwert, der von Trägern scharfer Zähne oder Krallen ausgeht.

Europa und die Inklusion von Großraubwild

Die Rückkehr der großen Beutegreifer nach Zentraleuropa gleicht einem Experiment mit ungewissem Ausgang. Wildnisgebiete fehlen, die Kulturlandschaft ist hochproduktiv. Damit lassen sich auch ungeahnte Dichten von tierischen Jägern erwarten, wenn der Mensch ihnen keinen Einhalt gebietet.



In den Vereinigten Staaten verfolgt man den Ansatz, dass Wolf und Bär in den dünn besiedelten Regionen der USA leben sollen, die dicht besiedelten, intensiv vom Menschen genutzten Gebiete will man frei halten.



Der weltweit vielleicht bekannteste Wolfsforscher L. David Mech veröffentlichte im Jahr 2016 einen Beitrag unter dem Titel „Die Kosten der Koexistenz von Wolf und Mensch in Europa“. Mech bezog sich darin auf Aussagen in einem Artikel, der im renommierten Magazin „Science“ von 76 Experten zum Thema Großraubwild in Europa verfasst wurde („Recovery of large carnivores in Europe’s modern human dominated landscapes“). Die Autoren unterschieden darin zwei unterschiedliche Strategien im Umgang mit Wölfen: Es geht um das nordamerikanische „Separationsmodell“ und das europäische „Koexistenzmodell“. In den Vereinigten Staaten verfolgt man den Ansatz, dass Wolf und Bär in den dünn besiedelten Regionen der USA leben sollen, die dicht besiedelten, intensiv vom Menschen genutzten Gebiete will

man frei halten. In der Europäischen Union sind dagegen bisher weder Zonierungen noch Ausschlusszonen vorgesehen – auch wenn Finnland und Schweden auf die Bedürfnisse ihrer Rentierzüchter Rücksicht nehmen. Die Europäische Union bindet das Vorkommen des Wolfes weder an naturräumliche Gegebenheiten noch an Landnutzung oder Siedlungsdichte. Die Art ist in allen Mitgliedsländern zu erhalten und zu fördern. Der Wolf ist streng geschützt, es müssten sogar Schutzgebiete für ihn ausgewiesen werden. Ausnahmen gibt es nur zur Verhütung ernster Schäden in der Tierhaltung oder im Interesse der öffentlichen Sicherheit.

Koexistenz mit dem Menschen

Das eingangs erwähnte umfangreiche Expertenteam sieht im europäischen

Koexistenzmodell einen zukunftsweisenden Weg, der auch in anderen Regionen der Welt gangbar wäre. Gerade auf diese letzte Aussage geht wiederum Wolfsexperte Mech ein. Er meint: „Die Autoren erwähnen zwar, dass Großraubtiere soziale Konflikte verursachen, aber der Artikel geht von einer Anpassung zwischen Mensch und Wolf aus, welche zu diskutieren ist.“ Und weiter schreibt er: „Wölfe beginnen Westeuropa erst wieder zu besiedeln und sie vermehren sich rapid, daher liegt das volle Ausmaß der Konflikte erst vor uns.“ Der Amerikaner differenziert dann, indem er feststellt, dass die Konflikte je nach Kultur und Wolfsverbreitung bzw. -dichte variieren werden, und er fasst zusammen: Ja, Wölfe und Europäer leben zusammen, wobei bisher die Werte einer urbanen Mehrheit dominiert haben. Dieses

Die Europäische Union bindet das Vorkommen des Wolfes weder an naturräumliche Gegebenheiten noch an Landnutzung oder Siedlungsdichte. Die Art ist in allen Mitgliedsländern zu erhalten und zu fördern.

Zusammenleben wird aber nur auf Kosten von beträchtlichen Konflikten, ziviler Unruhe, Polarisierung zwischen Stadt und Land sowie durch Ausfälle bei Wölfen, die der Mensch verursacht, möglich sein. Nicht alle Kulturen werden solche Kosten akzeptieren.

Großraubwild in der Kulturlandschaft

Das Beispiel zeigt: Im Umgang mit Spitzenprädatoren gibt es auch unter Experten nicht immer Einigkeit – wobei der Wolf eine besondere Rolle einnimmt. Tatsächlich stellt sich die Frage: Wie soll man in einer intensiv genutzten und vielfach überprägten





FOTO: H. BERNHARDT

Heute weiß man, dass die Zahl der Wölfe über das Nahrungsangebot bestimmt wird und nicht über die Territorialität.

Kulturlandschaft mit Großraubwild umgehen? In einer Zeit, wo ein massiver Wandel in der Landnutzung stattfindet, sind die Herausforderungen besonders groß. Gibt es ein Miteinander? Was für Auswirkungen sind zu erwarten? Welche Vor- und Nachteile sind damit verbunden? Schließlich ist auch zu fragen, welche Mitsprache wem zukommt, denn es geht hier nicht nur um Natur- und Artenschutz, auch die Lebens- und Wirtschaftsformen einer zunehmend schwindenden ländlichen Bevölkerungsminderheit stehen zur Debatte.

Gezähmte Wildnis

Europa zählt zu den besonders dicht besiedelten Regionen der Welt. Ein „Separationsmodell“, wie es derzeit in den USA verfolgt wird, würde Bär, Wolf und Luchs mehr oder weniger wieder in jene Gebiete zurückdrängen, wo diese Arten bis etwa Mitte des 20. Jahrhunderts überlebt haben. Im Umkehrschluss sind Wildnisgebiete, aus denen der Mensch zurückgedrängt werden soll, um Großraubwild wieder Lebensraum zu bieten, für viele auch keine befriedigende Lösungsstrategie. Zum einen sind traditionell bewirtschaftete Kulturlandschaften in der Regel mit hoher Artenvielfalt verbunden. Gerade die Weidewirtschaft

im Alpenraum liefert Beispiele dafür. Zum anderen ist kaum zu erwarten, dass sich speziell Wölfe mit ihrer großräumigen Lebensweise an die Grenzen solcher Gebietsausweisungen halten – zu eng verzahnt würde gerade in Mitteleuropa Natur- und Kulturlandschaft bleiben. Auch das potenzielle Beutangebot wäre in der Kulturlandschaft wahrscheinlich höher. Ein Separationsmodell über die Hintertür würde in Europa deshalb wohl schwer umzusetzen sein – auch wenn die Abwanderung aus entlegenen Gebieten solchen Bestrebungen entgegenkommt. Wer dabei die Alpen im Kopf hat, der sollte bedenken, dass dieser Gebirgszug zum Tummelplatz Europas geworden ist. Auch wenn einzelne Regionen verlassen werden, gibt es kein zweites Gebirge der Welt, das intensiver vom Tourismus genutzt wird. Schlussendlich können auch jahrhundertealte Landnutzungsrechte nicht einfach unter den Tisch gekehrt werden. Jahrzehntelang wurde dem Schutz von Großraubwild innerhalb der Europäischen Union hohe Priorität eingeräumt – enorme Mittel wurden dafür eingesetzt. Jetzt, wo sich der Erfolg einstellt, wird deutlich, dass es mit der Aufklärung von Schulkindern, Monitoring und Weidezäunen nicht getan ist. Es braucht klare Leitlinien, die sich

nicht mehr allein am Artenschutz orientieren, und es braucht Managementpläne. Einiges davon liegt vor, der Praxistest steht vielfach noch aus. Voraussetzung dafür ist ein offenes Herangehen, das nicht zu stark von Ideologie und Erwartung geprägt ist. Außer Streit steht heute: Großraubwild soll erhalten werden.

Erwartungen und ökologische Effekte

Im Vorwort des Beitrages der 76 Experten wird festgestellt: „Die Erhaltung großer Carnivoren bietet eine formidable Möglichkeit für die Bewahrung der Biodiversität.“ Damit wird eine Erwartungshaltung ausgedrückt, die häufig mit Großraubwild verbunden ist. Ähnliche Aussagen und Annahmen dazu gibt es viele: „Wölfe halten die Welt zwischen Räuber und Beute in Balance.“ „Wölfe kräftigen Huftiere, weil sie die alten und kranken erbeuten.“ „Wölfe versorgen Adler, Rabe, Fuchs und Bär mit ihren Beuteresten.“ „Wölfe retten den Wald.“ „Wölfe fördern Ökotourismus.“ Abgesehen vom Tourismus geht es bei diesen Erwartungen in der Regel um „trophische Kaskaden“. Gemeint sind damit Nahrungspyramiden, wie sie heute in jedem Jagdprüfungsbehef zu finden sind: „Der Wolf frisst das Reh, das Reh frisst die Tanne – mehr Wölfe, weniger Rehe, mehr Tannen.“ Wölfe können solche Kaskaden tatsächlich auslösen, nur funktioniert das System in der Regel nicht so einfach und direkt. Der Wolf ist nicht der einzige Jäger, das Reh nicht die alleinige Beute und der Wald besteht nicht nur aus Tannen.

In Kulturlandschaften sind trophische Kaskaden zunächst eher in wenig produktiven Gebieten zu erwarten. Dort können auch geringe Raubwildbestände die Schalenwilddichte beeinflussen. Tatsächlich sind die meisten unserer mitteleuropäischen Kulturlandschaften jedoch hochproduktiv. Erst wenn man in begrenzten Gebieten Raubwildbestände bis an ihre „ökologisch wirksame Dichte“ heranwachsen lässt, sind Auswirkungen auf die Dichte ihrer Beutetiere tatsächlich zu erwarten. Wie weit dies in Einklang mit anderen Landnutzungsinteressen zu bringen ist, steht auf einem anderen Blatt. Lange bevor es zur Verringe-



In der unberührten Naturlandschaft Nordamerikas ist auf größerer Fläche deutlich weniger Nahrungsangebot vorhanden als in Mitteleuropa. Deshalb sind die Wolfsdichten in Deutschland um ein Vielfaches höher als im Yellowstone-Nationalpark.

rung der Schalenwilddichte kommt, sind Veränderungen im Verhalten der Beutetiere zu erwarten. Vorauszuschicken ist hier, dass die meisten Studien zu trophischen Kaskaden, die von Großraubwild ausgelöst wurden, aus Nordamerika und aus Nationalparks stammen.

Rückkehrer innerhalb Europas

Während die Bestände von Großraubwild in weiten Teilen der Welt abnehmen, werden große Teile Europas und Nordamerikas gerade wiederbesiedelt. Zu nennen sind hier vor allem Bär, Luchs und Wolf, daneben breitet sich auch der Goldschakal stark aus. In den meisten europäischen Ländern lebt heute wenigstens eine der drei großen Raubwildarten. Luchs und Bär wurden durch Wiederansiedlungsprojekte gefördert. Große Schutzgebiete spielen nur eine geringe Rolle. Es sind stark vom Menschen geprägte Landschaften, die heute wiederbesiedelt werden, darunter Regionen mit den höchsten Siedlungsdichten weltweit. Bevor man sich jedoch der Frage annähert, ob Großraubwild hier trophische Kaskaden beeinflussen kann, ist darauf hinzuweisen, dass derzeit in Europa jährlich rund sieben Millionen Stück Schalenwild erlegt werden. In weiten Teilen des Kontinents waren sie bis in die 1950er-Jahre noch ausge-

rottet. Wiederansiedlung, Hege, Schutz vor Wilderei ebenso wie die land- und forstwirtschaftliche Nutzung führten dazu, dass die Schalenwildbestände wiederaufgebaut und gefördert wurden. Alles in allem war das eine Erfolgsgeschichte. Neben den Schutzbestimmungen war dies aber auch eine Basis für die Rückkehr der großen Prädatoren. Welche Rolle denen nun in stark vom Menschen geprägten Lebensräumen zukommt, ist eine der zentralen Fragen, die es in Zukunft zu beantworten gilt. Fest steht: Lange hat man geglaubt, dass sich Wolfsbestände selbst regulieren – zum Beispiel über Territorialität. L. David Mech schreibt dazu: Diese Sicht haben Wissenschaftler lange vertreten. Heute weiß man, dass die Zahl der Wölfe über das Nahrungsangebot bestimmt wird. Und er fügt hinzu: Die einzige andere Form, mit der die meisten Wolfspopulationen begrenzt wurden, war die Kontrolle durch den Menschen. Tollwut und Krankheiten haben die Bestände in manchen Regionen nur zeitweise dezimiert.

Hochproduktiver Kulturraum

Welche Wolfsdichten in mitteleuropäischen Kulturlandschaften möglich sind, zeigt ein Beispiel aus dem Freistaat Sachsen. Im Herbst 2023 wurden in dem deutschen Bundesland

44 Wolfsterritorien bestätigt. Interessant ist dabei die Entwicklung in der Oberlausitz. Auf einer Fläche von rund 2.250 km² – gegen das Dreiländereck Polen, Sachsen, Brandenburg – wurden im Nordosten des Freistaats 2010 sechs Wolfsterritorien ausgemacht. Dort liegen der große Truppenübungsplatz der Oberlausitz sowie das riesige Lausitzer Braunkohlerevier, wo die Kohle im Tagebau abgebaut wird. Ein Blick auf die Karte ließ im Jahr 2010 vermuten, dass der Lebensraum ausgefüllt sei – 2022 gab es hier auf derselben Fläche 19 Wolfsterritorien. In zwölf Jahren hat sich die Anzahl der Territorien in einer hochgradig veränderten „gestörten“ Landschaft verdreifacht. Nimmt man als Vergleich den berühmten Yellowstone-Nationalpark in Nordamerika, dann beherbergt dieser auf einer Fläche von knapp 9.000 km² etwa zehn bis zwölf Wolfsterritorien. Das heißt, in der unberührten Naturlandschaft ist auf der vierfachen Fläche deutlich weniger Nahrungsangebot vorhanden. Die Wölfe im Yellowstone konzentrieren sich besonders im Norden des Parks, wo es die höchsten Huftierdichten gibt. Im Park leben heute etwa 5.000 Wapitis, von denen ein Teil im Winter abwandert, daneben gibt es auch noch Gabelböcke, Maultierhirsche und Bisons. Dennoch erreichen alle Huftier-

FOTO: ADOBE STOCK: WESLEY ASTON



FORSTLER & JÄGER

Den Steig entlang und dann kommst direkt hin“, flüsterte mir mein Gastgeber ins Ohr. Verschlafen tastete ich mich im Dunkel zum Morgenansitz. Die hohe Kanzel stand an einem kleinen Kessel und ich freute mich auf den Sonnenaufgang in wunderbarer Gebirgskulisse. Als es langsam hell wurde und die Welt allmählich Kontur annahm, tauchte Stück um Stück eine fast schon apokalyptische Welt vor mir auf. Die Hänge oberhalb meines Sitzes waren komplett besetzt mit massiven Lawinenverbauungen, deren Reihen

lich erschweren. Und man muss sich auch fragen, ob man dort dann wirklich Urlaub machen wollte. Der Schaden, der entsteht, wenn Forst und Jagd es nicht schaffen, einen funktionierenden Wald zu erhalten, ist kein Schaden an einem Bäumchen, einem eingebildeten Bestockungsziel oder dergleichen. Es ist ein Schaden am Lebensraum von Mensch und Tier. Das liegt jenseits der Erhebung von Verbissprozenten und Endenzählerei. Da geht's dann nicht mehr um Erntefestmeter und wie viele Gams man am Abschussplan hat. Da geht's um viel mehr. Da

Im Stahlgebirg

sich weit durchs Panorama zogen, wie Nähte, die die Landschaft zusammenhalten. Schön ist anders, aber darum geht es dort ja auch nicht. Am Rückweg schaute ich mir ein wenig den Wald an. Die Bestände schienen eher dunkel, mit kleinen Lücken hie und da. Verjüngung suchte man vergebens. Stellenweise schaute der Altbestand auch nicht mehr recht vital aus. Winter und Frühjahr waren eher trocken gewesen. Beim Frühstück an der Jagdhütte drehte sich das Gespräch auch schnell um Wildeinfluss, Waldzustand, lokale Machtverhältnisse, Entwicklungen der Vergangenheit und einen bangen Blick in die Zukunft. Was, wenn der Wald seine Schutzfunktion nicht mehr erfüllen kann? Dann werden wohl noch mehr Schutzverbauten nötig sein, die die Landschaft prägen. Dann ist wohl mit einem vermehrten Auftreten von kleineren und größeren Schadereignissen zu rechnen, die die Bewirtschaftung von Forst und Landwirtschaft zusätz-

geht's um Lebensgrundlage und Lebensqualität von Mensch und Tier. Beim Abendansitz hatte ich die Stahlverbauten wieder im Blick und es kam mir der Gedanke, dass sich besonders Jagd und Forst gerne im Detail verlieren. Man trägt leidenschaftlich Hahnenkämpfe aus, verläuft sich in pseudoakademischen Diskussionen, aber die große gemeinsame Idee können wir noch nicht wirklich finden. Die Erzählung fehlt, in der sich Forstleut' und Jägersleut' gleichsam positiv erkennen können.

Die Rückfahrt führte mich vorbei an lieblichen Gegenden, aber auch an Windparks, großen Fotovoltaikanlagen im Grünland und vielen Hektar Wald, den der Borkenkäfer geschnupft hatte. Vielleicht sollte man, bevor man Ziele über Wald und Hege definiert, sich zuerst fragen, in welcher Natur, in welcher Landschaft man überhaupt leben will und wie man das erreichen kann. *Harald Chapin*

bestände zusammen nicht annähernd mitteleuropäische Schalenwildichten. Wölfe trugen zur Abnahme der Wapitibestände im Yellowstone bei, doch neben den Wölfen beeinflussen zahlreiche Faktoren die Bestandesentwicklung der Hirsche – darunter fallen Niederschläge, Winterstrenge, andere Prädatoren und die Jagd auf die saisonal wandernden Wapitiherden

außerhalb des Parks. Keine dieser Einflussgrößen bleibt konstant. Die trophischen Kaskaden, auf die sich viele gerne beziehen, dienen daher bestenfalls als Modell mit zahlreichen Unbekannten.

Geschmäcker sind verschieden

Dazu kommt ein Faktor, der in Nordamerika nur eine untergeordnete Rolle spielt:

Vergleicht man das Nahrungsspektrum des Wolfes auf kontinentaler Ebene, dann zeigt sich, dass große Huftiere wie Elche, Wapitis und auch Bisons neben mittelgroßen Säugetieren einen wesentlichen Teil der Beute in Nordamerika darstellen. In Asien nehmen neben den großen und mittelgroßen Huftieren auch Haustiere im Beutespektrum eine nicht unbedeutende Rolle ein. Europa liegt mit mittelgroßen Huftieren wie Reh, Wildschwein und Rothirsch sowie einem großen Potenzial an Haustieren dazwischen. Die Zahl der Weidetiere ist eine wichtige Größe, wenn es um den Umgang mit Wölfen geht.

Man muss den Wolf nicht gleich in die Kategorie „Kulturfolger“ einstufen, aber das Beispiel aus Sachsen zeigt, dass Wölfe in Landschaften, die vom Menschen hochgradig verändert wurden, gut zurechtkommen; sie können dort viel höhere Dichten erreichen als in weitgehend unberührten Lebensräumen. Der Dreh- und Angelpunkt ist das Beuteangebot. Für das mögliche Konfliktpotenzial im Umgang mit Wölfen ist die Intensität der Weidewirtschaft vielleicht der wichtigste Einflussfaktor. Toleranz gegenüber dem Raubtier und die Aufteilung des Landeigentums beziehungsweise der Nutzungsrechte spielen ebenfalls eine zentrale Rolle. Grundsätzlich sind Wölfe enorm anpassungsfähig – dennoch muss Beute verfügbar sein. Wie Beutetiere ihren Lebensraum nutzen, aber auch wie intensiv wir Menschen unser Land nutzen – beide Faktoren beeinflussen den Jagderfolg der Raubtiere. Am Ende geht es um einen Mix aus sozialen und ökologischen Einflussgrößen. Daraus ergeben sich Lebensraumeignung ebenso wie mögliche Brennpunkte für Konflikte. Erfolgreich kann das Management nur sein, wenn beide Seiten im Umgang mit Großraubtieren Berücksichtigung finden. Der Nordamerikaner L. David Mech und der Italiener Luigi Boitani zählen heute zu den Wolfsexperten der ersten Stunde. Gemeinsam halten sie fest: „Wölfe sind eine wesentliche Größe und Kraft in Ökosystemen. Auf einer zirkumpolaren Ebene repräsentieren sie wahrscheinlich den wichtigsten Prädator für große Huftiere.“ Diese Stärke oder Wirksamkeit einer Wildart mag faszinieren und abschrecken. Wichtig ist dabei, dass die ökologische Rolle großer Raubtiere in Kulturlandschaften nicht romantisiert wird, denn die wissenschaftliche Untermauerung für viele Erwartungen fehlt bis dato noch.